

Über die öffentlichen Dinge denken heute nur wenige nach. Alles dreht sich um das eigene Ich, um Selbstverwirklichung, Karriere, Lebensstandard – die Moral rückt dabei ins zweite Glied.

Marion Gräfin Dönhoff

Angst wovor?

Vor fast einem Menschenalter hat der englische Schriftsteller W. H. Auden für unsere Epoche den Begriff „Zeitalter der Angst“ geprägt. In der Einleitung zu Audens Buch hatte Gottfried Benn von der „fundamentalen Melancholie vor der panischen Leere und Zerrissenheit des inneren Menschen von heute“ gesprochen. Aus diesem poetisch-intellektuellen Zeitgefühl, das damals für eine breite literarische und philosophische, von einem skeptischen Existenzialismus getragene Strömung charakteristisch war, scheint heute ein *Massenphänomen* geworden zu sein. Angst hat den Status eines Schlüsselworts in privater und öffentlicher Kommunikation, in Zeitdiagnose und Zeitkritik bekommen. „Es ist Angst in der Luft, große Angst und kleine Angst, Deine Angst und meine Angst“ – dieser Refrain eines aktuellen Liedes ist in seiner massenpsychologisch wirksamen Schlichtheit und in seiner Mischung aus Pessimismus und Nestwärme bezeichnend für das heutige Angstsyndrom.

Woher kommt diese Stimmung? Hat sie ihren zureichenden Grund in den Befürchtungen, auf die sie sich beruft, oder haben diese nur die Funktion des Ventils? Schärft Angst den Blick oder trübt sie ihn? Könnte es sogar sein, daß – wie *Carl Friedrich von Weizsäcker* einmal gesagt hat – das System der Angst sich selbst stabilisiert, daß die Angst selbst die Zustände und Geschehnisse erzeugt, vor denen wir dann Angst haben?

Werden die Bedrohungen gesehen, wie sie sind?

Die Versuchung zu pauschalen Urteilen liegt nahe. Entsprechend oft erliegt man ihr, und die einen stimmen ebenso schnell in den Angstchor ein, wie andere ihn kurzerhand als modische Wehleidigkeit abtun. Bei näherer Betrachtung liegen die Dinge – je nach möglichem oder tatsächlichem Gegenstand der Angst – durchaus verschiede-

den. Es gibt berechtigte und bloß eingeredete Angst, heilsame und destruktive, und es gibt auch nach wie vor verdrängte oder – vorsichtiger ausgedrückt – Angst, von der man eher zu wenig als zu viel hat.

Besonders verwirrend mischen sich die verschiedenen Schichten und Dimensionen bei dem Thema, das derzeit am meisten mit Angst assoziiert wird, der *Friedenssicherung durch Abschreckung*. Wie rapide hier ein Stimmungswandel erfolgt ist, zeigt die Tatsache, daß bei einer Umfrage vor noch nicht einmal zwei Jahren ganze 2% der Befragten die Sicherheitspolitik als ein wichtiges Thema bezeichneten, während heute kaum ein Tag vergeht, an dem nicht Parlamente, Parteien, Medien oder Bürgergruppen sich darüber äußern.

Daß diesbezüglich Befürchtungen virulent sind, ist allerdings eher normal als das Gegenteil. Merkwürdig ist weniger, daß man das Gleichgewicht des Schreckens als unheimlich empfindet, als daß es quasi selbstverständlich akzeptiert wird. Was sollte mehr ein Grund zur Beunruhigung sein als die Tatsache, daß nichts soviel materielle Mittel und menschliche Intelligenz verschlingt wie die weltweite Rüstung und daß die Zerstörungskraft schon der heutigen Waffen ausreicht, die Erde nicht nur einmal, sondern mehrmals zu zerstören? So legitim aber diese Sorge ist, wenn sie sich praktisch über Nacht verbreitet, kann dies nicht darin begründet sein, daß die Menschen plötzlich intelligenter oder sensibler geworden sind.

Die unmittelbaren Ursachen für diesen Stimmungsumschwung sind mit Händen zu greifen: das forsche Auftreten der neuen amerikanischen Administration, die das an sich vernünftige Ziel einer Sicherung der Stabilität durch Wiederherstellung des Gleichgewichts mit Anflügen von Brachial-Rhetorik immer wieder in Mißkredit gebracht hat; der faktische Abbruch der herkömmlichen Entspannungspolitik durch den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan und die Unterdrückung der Erneuerungsbewegung

in Polen; und schließlich – innenpolitisch besonders bedeutsam – die ziemlich bedenkenlose Strategie des Bundeskanzlers und seiner Partei vor und nach den letzten Bundestagswahlen, die außenpolitische Lage als bedrohlich darzustellen, um sich gleichzeitig als bewährte Friedensgaranten zu empfehlen. Nur Zyniker können sich daran freuen, daß den Kanzler jetzt die Angst, die er etwa durch den unglückseligen Vergleich mit der Lage von 1914 gesät hat, in Form von vehementer innerparteilicher Opposition einholt.

So verursacht und zweifellos verstärkt durch latente Angstgefühle ganz anderer Herkunft, beruht die umlaufende „Kriegsangst“ auf der *Überschätzung von Gefahren und der Unterschätzung anderer*. Der Sprung von der Verdrängung der atomaren Bedrohung zum ungeduldigen Insistieren auf ihrer alsbaldigen Aufhebung wird selbst zur Gefahr: wo an die Stelle der Sorge um den Abbau der Rüstung eine Panikstimmung tritt, wird die angstmachende Bedrohung durch das Gleichgewicht des Schreckens nicht beseitigt, sondern verstärkt. Die derzeit akute Angst um den Frieden gehört zu den Ängsten, deren unmittelbare Ursachen nicht mit ihrem wirklichen Gegenstand identisch sind und die erst produktiv werden, wenn man sie reduziert: vom Gefühl einer nahen Bedrohung zur – die verantwortlichen Akteure motivierenden – Aufmerksamkeit für eine langfristige Aufgabe.

Durch bloßes Erschrecken wird kein Risiko beseitigt

Die Angst, menschliche Vernunft und menschliche Verantwortung könnten das vom Menschen geschaffene Zerstörungspotential auf die Dauer nicht bändigen, ist eine Voraussetzung dafür, daß man sich dieser Herausforderung in ihrer ganzen Wucht stellt. Insofern ist diese Angst wesentlich rationaler als ein naiver Optimismus. Sie wird zur Schubkraft für vernünftiges Handeln allerdings nur, wenn sie sich nicht in erster Linie mit sich selbst beschäftigt, sondern mit den Realitäten. Wo die Angst gewissermaßen den Verstand verliert und zum erkenntnis- und handlungsleitenden Prinzip wird, macht sie blind (oder zumindest kurzsichtig) und unfähig zu verantwortlicher Praxis.

Diese Gefahr besteht zweifellos. Aus *Angst vor der Angst* werden dann die Bedrohungen gar nicht mehr so gesehen, wie sie tatsächlich sind, sondern so, wie sie sein müßten, um sie schneller beseitigen und damit die als störend empfundene Angst loswerden zu können. Eine Reihe von geradezu staunenswerten Vereinfachungen, die in Gruppen der Friedensbewegung zum Meinungsbestand zählen, ist damit ebenso zu erklären wie etwa auch die Weigerung, sich durch Vorgänge wie die in Polen ernsthaft irritieren zu lassen.

Angst hat von Natur aus die *Funktion, Lebewesen vor Gefahren zu schützen*. Menschliche Angst ist darauf nicht beschränkt. Sie hat nicht nur – wie in der Tierwelt – mit

handfesten Anlässen, mit unmittelbaren Gefährdungen zu tun. Sie kann sich auf künftige Gefahren beziehen, sie kann sich durch die Vorstellungskraft bewegen lassen. In ihr kann es um die Substanz der Menschlichkeit des Menschen gehen, wo sie in der Erfahrung von Freiheit, Verantwortung, Endlichkeit und Schuld begründet ist (daß diese Dimension der Angst weithin verdrängt wird, ist sicherlich mit ein Grund für das Hochkommen anderer Ängste). Trotzdem gehört es nach wie vor auch zu den Funktionen der Angst des Menschen, ihn angesichts von Gefahren zu situationsgerechtem Verhalten zu bewegen. Die Angst, die sich heute mit dem *technischen Fortschritt*, mit der *Gefährdung der Umwelt*, mit den Problemen der *Energieversorgung* verbindet, ist in diesem Sinne gewiß ein Segen. Freilich kann sie nicht nur angemessene Reaktionen stimulieren, sondern auch Verweigerung „legitimieren“. Sie kann nicht nur zur konzentrierten Steigerung unserer Klugheit und Vernunft, zur entschlossenen Willensanstrengung, sondern auch zu lähmender Resignation führen. *Sie kann genauso gut aufrütteln wie einschläfern.*

Deshalb wäre es kurzschlüssig, diesem Angstbündel, das neben der Angst um den Frieden am meisten beredet wird, generell die Berechtigung abzusprechen oder es als schlechthin und in jedem Fall heilsam zu deklarieren. Markige Aufforderungen, diese Angst zu überwinden, helfen ebensowenig weiter wie die betuliche Ermunterung, sie zuzulassen. Als Korrektiv gegen ein blauäugiges Vertrauen in den technischen Fortschritt ist das Erschrecken angesichts gegenwärtiger und künftiger Risiken allemal mehr als berechtigt. Durch das bloße Erschrecken wird aber keines dieser Risiken beseitigt. Ein „Aussteigen“ aus dem als gefährlich erkannten Unternehmen würde nicht die heile Welt, sondern gewaltige wirtschaftliche, soziale und politische Erschütterungen zur Folge haben. Ein unreflektiertes „Weitermachen“ wäre nicht weniger verhängnisvoll. Beides wäre Flucht aus der Verantwortung für die Zukunft.

Das Dilemma der Angst, die sich auf den Komplex Umwelt und Technik konzentriert, besteht darin, daß sie zum einen sowohl Ursache wie Folge der Entdeckung unserer Verantwortung für die Zukunft ist und zum anderen zur Kapitulation vor dieser Verantwortung verleiten kann. Dies ist kaum überraschend, weil es dabei um nicht mehr und nicht weniger als um die Erkenntnis geht, daß der Mensch in einem bisher unbekanntem Ausmaß für die langfristigen Folgen und Nebenfolgen seiner Handlungen verantwortlich ist. Die heute geforderte Bereitschaft, „sich vom erst gedachten Heil oder Unheil künftiger Generationen in seinem konkreten Verhalten beeinflussen zu lassen“ (*Hans Jonas*), scheint für den Menschen eine so wenig selbstverständliche Sache zu sein, daß er in der einen oder anderen Form vor ihr flüchtet.

Dieser Flucht vorzubeugen ist wichtiger, als über die sie auslösende Angst zu rasonieren. Das beste Mittel dazu wäre, *Sprach- und Verständnisbarrieren zwischen den Verteidigern und Kritikern der technischen Zivilisation zu überwinden*. Zahlreiche Untersuchungen belegen, daß die

Angst vor den Technik- und Umweltproblemen um so größer ist, je geringer das Wissen von der modernen Technik ist. Auf der anderen Seite ist die Zahl der Techniker noch recht gering, die auch über die Folgen ihrer Tätigkeit und über die Begrenztheit ihrer Methoden nachzudenken bereit sind. Der Psychologe *Bruno Bettelheim* hat von der Erfahrung in Konzentrationslagern berichtet, daß Gefangene, die den Willen zu überleben verloren hatten, nur noch mit Gefangenen sprachen, die genauso hoffnungslos waren wie sie. Vergleichbares begegnet heute vielfach in der Auseinandersetzung um den technischen Fortschritt und die Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen: Jede Seite will nur hören, was ihre jeweiligen Befürchtungen bestätigt.

Es gilt die Stabilität unserer Gesellschaft nicht zu überschätzen

Derartige *Kommunikationsunfähigkeit* ist eines von zahlreichen Indizien dafür, daß die Verbreitung von Angstgefühlen nicht allein im Ausmaß möglicher Gefährdungen, sondern mindestens ebenso in der Unfähigkeit begründet ist, mit ihnen umzugehen. Das Ausmaß der Angst bestimmt sich nicht nur vom Objekt, sondern auch vom Subjekt her. Es darf vermutet werden, daß unsere individuellen und sozialen Lebensformen nicht gerade angsthemmend wirken. Sie dürften im Gegenteil der auslösende Faktor für Stimmungen sein, die dann – nach außen projiziert – als Angst vor Bedrohung durch Krieg, Technik, Umweltgefahren öffentlich in Erscheinung treten. Die Aufmerksamkeit dafür zu steigern könnte der wirksamste Beitrag zur Diagnose des Angstsyndroms und eine wesentliche Voraussetzung für seine Therapie sein.

An erster Stelle ist hier die *Unüberschaubarkeit* und *Anonymität* des gesellschaftlichen Zusammenlebens zu nennen. In den modernen Massengesellschaften werden wir alle zu anonymen Unpersonen, deren Nummernexistenz als Rezipient von Leistungen, als Adressat von Regelungen, als Produktionsmittel und letztlich eben als Funktionsteil einer großen Maschinerie beliebig auswechselbar ist. Als Kompensation vermittelt aber dieselbe Gesellschaft unter den Vorzeichen Wohlstand und Gleichheit den Eindruck, als gäbe es nichts Wichtigeres in der Welt als eben diesen einzelnen, seine Rechte, seine Ansprüche, seine Selbstverwirklichung. Dieser krasse Gegensatz von permanenter Steigerung der Eigenliebe und Überschätzung der eigenen Person auf der einen und ihrer Geringschätzung und Auswechselbarkeit auf der anderen Seite belastet sowohl den einzelnen wie seine sozialen Bezüge.

Ein in der Qualität vergleichbarer Gegensatz zeigt sich zwischen dem Anspruch des Staates, als Wohlfahrtsstaat nicht nur Not zu beseitigen, sondern *Lebenszufriedenheit zu garantieren*, und der *wachsenden Unzufriedenheit mit diesem Staat*. Der Wohlfahrtsstaat hat den Aberglauben an die politische Herstellbarkeit des Glücks genährt. Damit wurden Ansprüche geweckt, die – weil Glück mit Freiheit und Selbstverantwortung zusammenhängt – prinzipiell

unerfüllbar sind. Lebenszufriedenheit wird ganz überwiegend in Lebensbereichen entwickelt, die der Mensch selbst gestalten kann, also in der persönlichen Umwelt, in der Arbeit (soweit es da noch Gestaltungsmöglichkeiten gibt), in der Freizeit. Je entfernter die Instanz ist, von der man etwas erwartet, desto mehr neigt man zur Unzufriedenheit. Dahinter steckt ein relativ simpler psychologischer Sachverhalt: Die Menschen lassen ihrer Enttäuschung viel ungehemmter freien Lauf, wenn dies ohne Risiko für ihre Selbstachtung geschehen kann, d. h., wenn sie sich für das, was sie als Frustration empfinden, nicht selbst verantwortlich fühlen müssen. Durch Wachstum staatlicher Leistungen kann deshalb das Wachstum des Potentials an Unzufriedenheit nicht eingeholt werden. Die aus zu hohen Ansprüchen entstehende Frustration führt zu Destabilisierung. Nach Auskunft von Historikern war in der Geschichte immer wieder der stärkste Impuls für revolutionäre Umbrüche die massenwirksame Enttäuschung, die aus der Diskrepanz zwischen geweckten Erwartungen und erreichten Ergebnissen folgt. Unter diesem Aspekt wäre es sicher *lechtsinnig, die innere Stabilität unserer Gesellschaft zu überschätzen*. „Hinter dem friedlichen Anschein des Landes herrscht latente Aggressivität“ – für diese Feststellung von *Hans Heigert* spricht einiges.

Was wir brauchen, ist eine neue Sensibilität für Fragen menschlichen Zusammenlebens

Woran es fehlt, sind *Identifikationsmöglichkeiten, Bindungen* oder – wie es *Ralf Dahrendorf* schüchtern ausgedrückt hat – „*Ligaturen*“. In der spätindustriellen Massengesellschaft hat sich die angstlindernde Geschlossenheit sozialer Strukturen aufgelöst. Beruf, Weltanschauung, persönlicher Lebensstil, Wohnort sind nicht mehr feste Vorgaben, sondern Wahlmöglichkeiten. Dieser Zuwachs an Freiheit bedingt einen – vermutlich nicht weniger großen – Zuwachs an Unsicherheit. Aus dieser unvermeidlichen Konsequenz wird erst dann eine Gefahr, wenn kollektive und persönliche, zwischenmenschliche und geistige Bindungen auf Dauer und ersatzlos ausfallen. Solange man meinte, Wohlstand genüge als Bindemittel für privates und gesellschaftliches Leben, hat man dieser Gefahr nach Kräften Vorschub geleistet. Heute stellen sich um so drängender zwei Aufgaben: die *Gesellschaft wieder wohnlicher und transparenter zu machen*, indem man die Zwischeninstanzen zwischen dem privaten Raum und den Großstrukturen reaktiviert; und eine *neue Sensibilität für grundlegende Fragen menschlichen Lebens und Zusammenlebens zu entwickeln*. Eine freie Gesellschaft muß – was soziale Organisation und weltanschauliche Orientierung betrifft – Raum für Offenheit lassen. Sie ist aber angewiesen auf „kleine Netze“ sozialer Bindungen und auf die redliche Selbstvergewisserung über ihre Identität und ihre Fundamente. Sonst wird sie nicht nur immer instabiler, sondern auch immer unheimlicher. *Hans Georg Koch*